

IM BOUDOIR.

Der blaue Vogel.

Gedicht und Zeichnung von Hermine von Preuschen.

Wenn die Dämm'ung über den Palmen liegt
 Am indischen Goldpaneel,
 An meine Knie' mein Kind sich schmiegt,
 „Vom blauen Vogel erzähle!“
 — Und ich nehm's an die Brust, laut pocht
 sein Herz,
 Fest hat's meinen Nacken umschlungen,
 „Der blaue Vogel fliegt sonnenwärts,
 Forch, wie's in den Lüften verklungen!“

Der blaue Vogel, weit zieht er fort
 Nach fernem, nach duftendem Ufer;
 Viel flammengoldene Blumen steh'n dort,
 Er achtet nicht auf den Ruser,
 Der ihn zurück in den Käfig lockt,
 Zum Futter, in engen Stäben.
 Blauschillernd, ein Pünktchen goldgefleckt,
 Stehst Du in den Himmel ihn schweben.

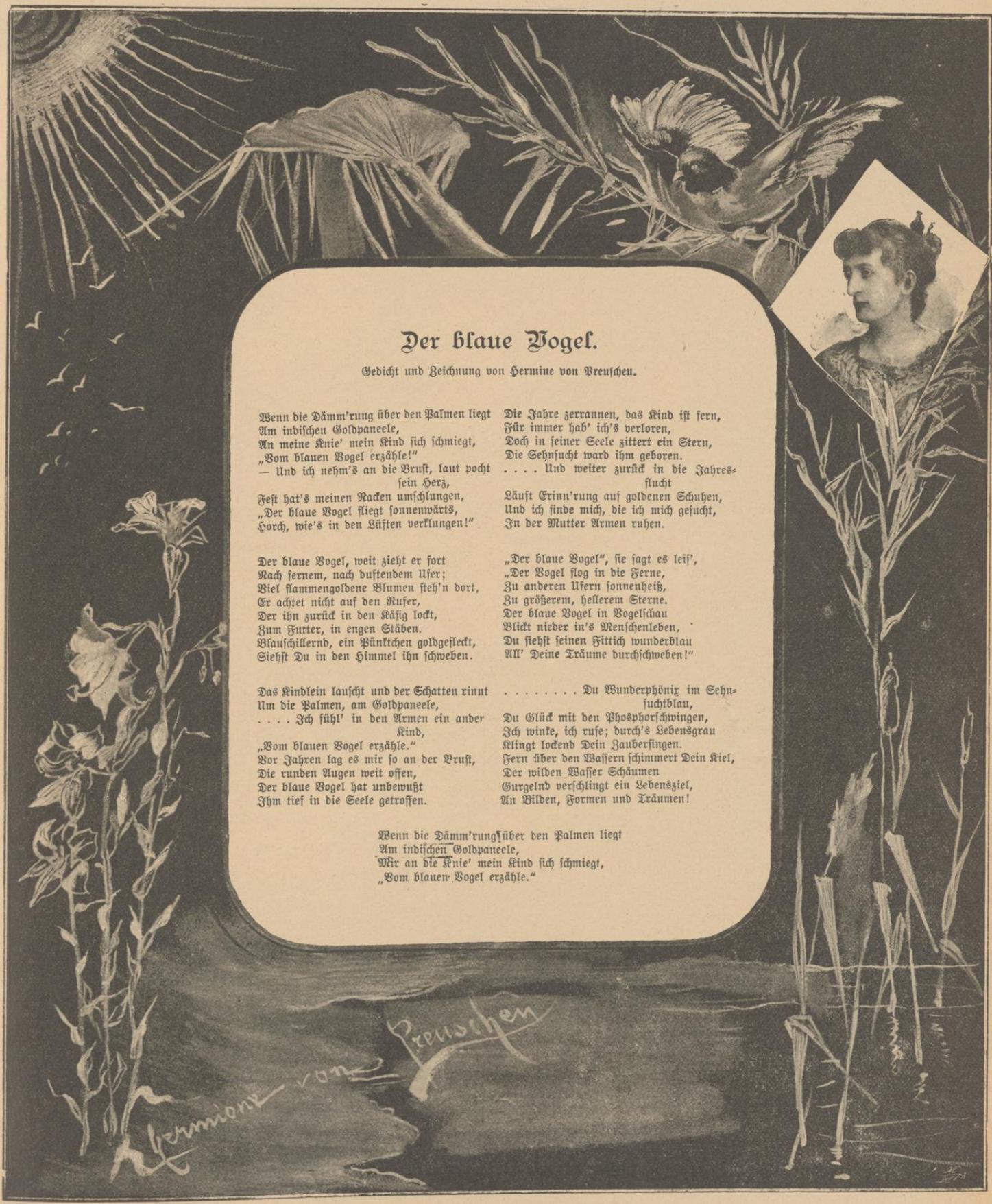
Das Kindlein lauscht und der Schatten rinnt
 Um die Palmen, am Goldpaneel,
 . . . Ich fühl' in den Armen ein ander
 Kind,
 „Vom blauen Vogel erzähle.“
 Vor Jahren lag es mir so an der Brust,
 Die runden Augen weit offen,
 Der blaue Vogel hat unbewußt
 Ihm tief in die Seele getroffen.

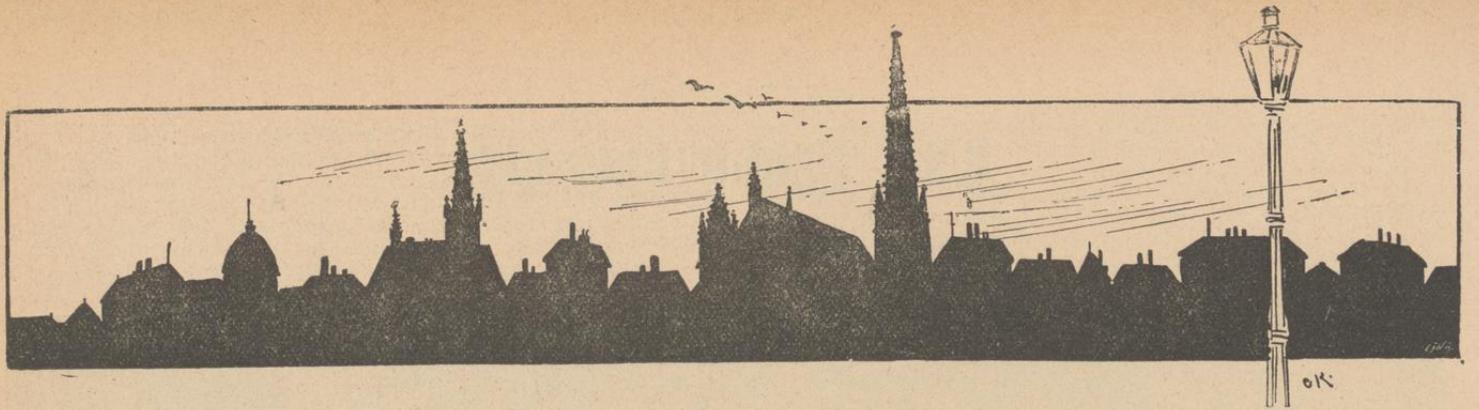
Die Jahre zerrannen, das Kind ist fern,
 Für immer hab' ich's verloren,
 Doch in seiner Seele zittert ein Stern,
 Die Sehnsucht ward ihm geboren.
 . . . Und weiter zurück in die Jahres-
 flucht
 Läuft Erinnerung auf goldenen Schuhen,
 Und ich finde mich, die ich mich gesucht,
 In der Mutter Armen ruhen.

„Der blaue Vogel“, sie sagt es leif',
 „Der Vogel flog in die Ferne,
 Zu anderen Ufern sonnenheiß,
 Zu größerem, hellerem Sterne.
 Der blaue Vogel in Vogelschau
 Blickt nieder in's Menschenleben,
 Du siehst seinen Fittich wunderblau
 All' Deine Träume durchschweben!“

. Du Wunderphönix im Seh-
 suchtblau,
 Du Glück mit den Phosphorschwingen,
 Ich winke, ich rufe; durch's Lebensgrau
 Klingt lodend Dein Zauberfliegen.
 Fern über den Wassern schimmert Dein Kiel,
 Der wilden Wasser Schäumen
 Gurgelnd verschlingt ein Lebensziel,
 In Wilden, Formen und Träumen!

Wenn die Dämm'ung über den Palmen liegt
 Am indischen Goldpaneel,
 An die Knie' mein Kind sich schmiegt,
 „Vom blauen Vogel erzähle.“





Schwerer als sterben.

Von Auguste Klob.

Durch die tiefe Stille der Nacht bricht ein kurzes scharfes Geräusch.

Es weckt die junge Frau aus ihrem festen Schläfe; sie fährt erschrocken empor. — Alles ist still — hat sie nur geträumt?

„Hans!“ — Ihre Stimme kommt ihr laut und fremd vor. „Hans,“ wiederholt sie leiser und greift in der Finsternis, in die ihre Augen weit aufgerissen starren, nach dem Bette neben dem ihren. Es ist leer.

Ein unerklärlicher Schrecken überfällt sie und doch ist es nicht zum ersten Male, daß ihr Gatte bis in den grauen Morgen hinein in seinem Zimmer drüben arbeitet, — sie legt sich zurück in die Kissen, aber die Unruhe packt sie wieder, — es muß schon so spät sein, Hans soll zu Bette. . . . Sie macht Licht; in dem Kinderbettchen an der Wand regt sich's, und ein schlaftrunkenes Stimmchen fragt kläglich: „Mama?“

„Schlaf, Hanschen, schlaf,“ murmelt sie beschwichtigend, während sie hastig ein paar Kleidungsstücke überwirft. Dann nimmt sie das Licht und eilt hinaus durch das kalte Speisezimmer, den Salon und das Kabinettchen daneben, unter dessen geschlossener Thür ein schmaler Lichtstreif aus dem anstoßenden Zimmer ihres Gatten schimmert.

„Hans, Hans,“ ruft sie leise, während sie die Thür öffnet, „es ist schon so spät.“ Ihr Gatte sitzt in dem großen Fauteuil, dessen hohe Rückenlehne ihn ihr ganz deckt, an seinem Schreibtisch. Das Zimmer ist von einem eigenthümlichen Geruch erfüllt, der sich ihr fast beklemmend auf die Brust legt, ohne daß sie ihn erkennt. Der Mann erwidert nichts auf ihren Ruf, er scheint eingeschlafen über seiner Arbeit. Leise tritt sie näher, in den matten grünlichen Lichtkreis, den die Studirlampe um den Schreibtisch wirft, und legt die Hand vorsichtig auf seine Schulter. Er bleibt ruhig, den Kopf tief auf der Brust, die Arme schlaff herabgefallen — wie fest er nur schläft!

Sie neigt sich zu ihm — seine Augen — die Augen schlafen nicht — die Augen schauen halbgeschlossen, glanzlos, blicklos vor sich hin — sie schauen auch nicht — diese Augen —

„Hans, Hans!“ Sie ruft ihn an, mit bebender Stimme, und faßt ihn mit zitternden Armen; — niederknieend neben dem Sessel, berührt ihr Knie etwas Hartes, Kleines, sie greift danach, halb mechanisch in ihrer Angst um den regungslosen Mann, und ihre Finger umklammern das Ding einen Augenblick, dann spreizen sie sich davon in jähem Entsetzen — hart auffallend poltert der kleine Revolver zum Boden zurück, und ein Schrei ringt sich aus ihrem Halse, den sie mit beiden fest vor den Mund gepreßten Händen ersticht — erschossen — erschossen!

Regungslos liegt sie da auf den Knien, erstarrt in ihrem Entsetzen, und die bebenden Lippen flüstern hinter den eisigen Fingern das eine Wort immer wieder: — erschossen — erschossen —

Plötzlich taucht neben dem Bewußtsein des Fürchterlichen noch ein Gedanke auf in ihr, ganz ohne ihren Willen — „man soll's nicht wissen — nicht wissen,“ — noch versteht sie nichts — kann noch gar nichts verstehen, nur empfinden thut sie — es ist eine Schande, was er da gethan, oder was ihn dazu getrieben. Es kommen ihr keine Thränen; sie faßt noch gar nicht, daß er todt, für immer von ihr gegangen, für sie verloren — sie faßt nicht, was geschehen, nur wie es geschehen ist —

Und dann: Vielleicht . . . lebt er? — Sie springt empor und eilt, die Mägde zu wecken. Die eine schickt sie um den Arzt: der Herr sei plötzlich sehr krank geworden, die andere nach ihm, dem Freund, Dr. Baumann, seinem Compagnon, der dasselbe Haus bewohnt. Dann kehrt sie zurück und versucht mit zuckenden Fingern die Cravatte zu lösen, den Stragen, und schaudert, wie sie den kalten Hals berührt, und wie bei ihrer Bewegung sein Kopf so seltsam, so jämmerlich hilflos nach der andern Seite fällt —

„Margarethe?“ —

Sie wendet sich nach dem Eintretenden um, dann tritt sie Dr. Franz in den Weg — er soll es nicht so erfahren, nicht so plötzlich wie sie. Aber der Mann legt seine Hände auf ihre Schultern und schiebt sie sanft zur Seite. Ihre verstörten Blicke, das Beben der schlanken Gestalt haben ihm Alles schon verrathen.

„Nein, nein, Dr. Franz,“ wehrt sie, „Sie wissen nicht — Hans ist — Hans hat sich“ — — sie kann es nicht sagen, es ist ihr, als klage sie ihn an. Der Mann erblickt bis in die Lippen.

„Ge . . .?“ und unterbricht sich — „todt?“ fragt er, „todt?“

Auch er will das rechte Wort nicht sprechen: die Anklage. Sein Blick fliegt zu der Leiche. „Gehen Sie, Margarethe, gehen Sie hinüber zu —“

Sie wehrt ihm mit rascher, wilder Geberde; — nicht nennen, das Kind nicht nennen, jetzt und hier! Nachdem sie eine Weile regungslos gestanden, rafft sie sich plötzlich zusammen, während Dr. Baumann sich vergeblich um den Freund bemüht. „Dr. Franz!“

Er blickt auf. Sie steht neben ihm, hoch aufgerichtet, die starren, wilden Augen fest auf ihn geheftet.

„Warum?“

Das Wort schlägt hart und fest, klar an sein Ohr. „Warum?“

Er sieht sie fragend an; er weiß es nicht. Sein Blick fällt auf die Tischplatte, — einige Bogen Papier liegen dort, manche halb beschrieben, mit den bekannten feinen, flüchtigen Zügen; er langt nach ihnen. „Gleich,“ befiehlt sie, und der Mann gehorcht, liest, und sein blaßes Gesicht wird noch verstörter, — sie steht vor ihm wie ein Richter und beobachtet jede Bewegung; — er läßt die Hand mit dem letzten Blatte sinken.

„Nun?“ Franz weicht ihrem Blicke aus. „Er — er mußte —“ murmelt er endlich, aber ihre Augen fragen unerbittlich weiter. „Er konnte nicht anders — er glaubte — daß ihm nichts Anderes blieb, — es handelt sich um Gelder — seine Ehre — es scheint, er hat ver . . . spielt — Depots — — Seine Ehre, verstehen Sie —?“

Dann aber schlägt er plötzlich die flachen Hände an die Schläfen, und schreit auf: „Unsere, unsere Ehre — ich habe nichts davon gewußt!“

Es bleibt einen Augenblick ganz still im Zimmer, nach diesem einen entsetzten Schrei; die junge Frau geht schwankenden Schrittes zu dem Todten und kniet bei ihm nieder. Nun, da sie die Ursache seiner That kennt, erwacht ein Gefühl des unendlichen Mitleids in ihr. Bis jetzt hat der furchtbare Schreck jede and're Empfindung gelähmt, der Schreck, und noch ein Etwas, beinahe ein Zorn; — jetzt, wo sie die ganze Größe seiner Schuld kennt, ist es ihr, als müßte sie ihm verzeihen, damit die Last ihn nicht erdrücke, die ihn hinübergetrieben, und die er doch mitgenommen hat in die Ewigkeit.

Es ist, als löse es sich um ihr Herz, als beginne es wieder zu schlagen, und sie fängt an zu begreifen, daß er namenlos gelitten haben mußte, ehe er seiner Qual dies Ende bereite. Und ein Staunen überkommt sie, ein entsetztes, leidvolles Staunen über die haltlose, jämmerliche Schwäche, die ihn zu dem ersten Schritte verleitet, und zu dem letzten getrieben. Langsam rollen einzelne schwere Tropfen über ihre blassen Wangen und fallen auf die Hand des Todten. Plötzlich erhebt sie sich und tritt zu Franz, der in den Sessel am Kamin gesunken ist. Ihre Hand faßt seinen Arm so hart, daß der Griff der zarten Frauenfinger ihn schmerzt. „Der Arzt wird kommen, Sie müssen schweigen, die Ursache verschweigen, verstehen Sie?“

Er sieht zu ihr auf, als ob er sie nicht verstände.

„Franz, Franz,“ sie schüttelt ihn beinahe zornig; — „Franz“ — stehend streckt sie die gefalteten Hände gegen ihn, — „er war Ihr Freund, — er hat sich getödtet um seiner Ehre willen, er, der so gerne lebte, und jetzt — wollen Sie sie ihm rauben? — Franz, und das arme Kind — —“ Sie kann nicht weiter sprechen; er legt den Arm um die bebende Gestalt, mit zaghafter Zärtlichkeit. Einen Augenblick schaut er auf sie nieder, dann bricht es wie ein heller Strahl aus seinen Augen. „Ich werde schweigen,“ sagt er leise und fest, und seine rechte Hand streift über ihren wirren, dunklen Scheitel, wie zum Schwure gehoben. Stimmen und Schritte. Der Arzt tritt ein.

Seine Aufgabe ist eine kurze, die Bestätigung dessen, was die Beiden längst gewußt: — ein Schuß, der sogleich getödtet hat. Ohne jeden Schmerz. Dann sieht er sich um, er sucht etwas. Der Freund erräth die Frage in dem Blick, der zwischen dem Todten und den beiden Lebenden hin und her geht. „Die Ursache ist ein Räthsel,“ sagt er ruhig.

„Vielleicht — findet sich ein Brief?“

„Suchen Sie selbst.“ Unbewußt legt Dr. Franz die Hand auf die Brusttasche. Die Augen des Arztes schweifen über den Schreibtisch; eine Feder liegt wie weggeworfen vor dem offenen Lintenzug, die einzelnen weißen Bogen glänzen silbern unter dem ruhigen Lampenlicht. „Er wollte schreiben,“ murmelt der Arzt, „er hat geschrieben,“ fährt er lauter fort, wie er die Papiere aufhebt und ein Blatt hervorzieht. Todtlich erschrocken blicken die beiden Andern sich an. Der Arzt legt den Bogen obenauf. „Er wird nothwendig sein für die gerichtliche Commission,“ sagt er ruhig. Er ist ein Fremder, in der Eile herbeigeholt, und trotz seiner Bemühung, so diskret als möglich zu sein, die Worte da nicht zu lesen, springen die Worte doch aufdringlich in seine Augen.

„Margarethe, mein Weib, und mein Freund“ . . .

Hier brach der Schreiber ab; warum? Und was sagen die sechs

Worte — nichts? — oder? — — —



Das zerstreute Modell.

Holzchnitt von C. Waude nach dem Gemälde von Lucien Simon.

Die Blicke des fremden Mannes streifen das Paar, das dort beisammen steht — „Es ist nichts mehr zu machen,“ sagt er dann, „wünschen Sie selbst die Behörde zu verständigen oder soll ich?“ „Ich danke, ich werde selbst Alles veranlassen; Dr. Helber war mein Compagnon.“ Franz tritt zu Margarethe. „Kommen Sie jetzt heraus, Margarethe, lassen Sie uns eine Weile,“ und er führt die leise Widerstrebende mit sanfter Gewalt hinaus. Bis zur Thür ihres Schlafzimmers geht er mit ihr, und er begreift den entsetzten Schauer, der sie packt, wie sie die Schwelle überschreiten soll, er versteht den Aufschrei, mit dem sie sich wendet, als könne sie nicht hinein. „Das Kind ist drin, Häschen,“ sagt er, sie sachte in das Zimmer drängend und zu dem Bettchen des Kleinen. Sie aber sieht das schlafende Kind gar nicht an, sie wendet sich davon weg. „Hans, Hans,“ ruft sie in wildem Schmerz und wirft sich stöhnend mit zuckenden Gliedern über ihr eigenes Bett. —

Einige Stunden waren vergangen, der Tag war gekommen; Dr. Franz Baumann hatte die gerichtliche Commission empfangen und all das Schreckliche und Schmerzhafte auf sich genommen, welches im Gefolge der fürchterlichen That war. Seinem Versprechen treu — war die Antwort auf alles Forschen nach der Ursache ein ruhiges „sie ist mir unbekannt und unbegreiflich.“ Die Papiere des Todten waren in vollkommener Ordnung, Dr. Baumann gab jede gewünschte Auskunft.

„Eine momentane, durch Ueberarbeitung hervorgerufene Geistesstörung,“ hieß schließlich das Verdict.

Dann endlich kam wieder Ruhe in das zerstörte Haus. Ehe Franz die Wohnung verließ, die an die gemeinsame Kanzlei stieß, pochte er leise an Margarethens Thür. Sie trat heraus.

„Ist Alles geschehen?“

„Alles.“

„Und Niemand weiß?“

„Niemand.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann fragte sie, wie plötzlich aus einer Betäubung erwachend, mit angstvoller, zweifelnder Unruhe:

„Wie war das möglich? Mußte nicht Alles aufgenommen werden, nachgesehen — die Cassé — wie konnte man den — Abgang nicht entdecken, das Fehlen . . .“

Franz ärgerte. „Man hat Alles gefunden“, erwiderte er dann.

„Gefunden? Aber jener Brief, sein Bekenntnis — sein — Ende? Ich verstehe nicht?“

„Das macht ja nichts,“ lächelte er trübselig und beschwichtigend.

„Es war Alles in Ordnung, das ist die Hauptsache.“

Sie blickte ihn fragend an, dann leuchtete es plötzlich auf in ihren Augen. „Franz, Sie — Sie haben das gethan? Sie haben Ihr eigenes Vermögen — für ihn haben Sie das gethan, — für uns?“ —

„Nein, auch für mich — wir waren Compagnons, vergessen Sie, daß sein Name und meiner als ein einziger gelten?“

Sie nickte. „Und da haben Sie sich hinauf geköhnt, in der Nacht, und es herunter gebracht und in die Cassé gelegt, — wie ein Dieb in der Nacht, während ich weinte und er — er — Die Summe war groß, nicht wahr, und jetzt — sind Sie —? Franz, Sie haben so oft von dem kleinen Vermögen gesprochen, es war so mühsam verdient und erspart — und Ihre Schwester, die kranke, arme Schwester, die Sie erhielten —? Es ist Ihnen — nichts geblieben?“ —

Er schwieg einen Moment, dann erwiderte er, indem er ihre Hände ergriff, fest und mit einer gewissen Freudigkeit: „Ich selbst bin mir geblieben, Margarethe — mir, Ihnen, uns Allen. — Sie antwortete nicht; ein schmerzvolles Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Dann flüsterte sie, den großen, dunklen, gequälten Blick zu ihm erhebend.

„Franz, das Sterben ist doch leichter, — oh wenn ich . . .“

„Und Häschen?“

„Ja freilich — das Kind. Ich weiß ja, daß ich nicht darf. — Er hat es auch nicht gedurft,“ fügte sie leise hinzu. „Das Kind soll aber von nichts erfahren, und deshalb darf Niemand darum wissen, außer uns Beiden. Wenn er heranwächst zum Mann und es sagte ihm einmal Einer — Dein Vater war — —, das wäre ja wie ein Fluch auf ihm — vor dem muß ich ihn bewahren, und dafür muß ich leben.“

Und sie lebte dafür; lebte allein in dem Gedanken, die Folgen des unseligen Beginnens seines Vaters von dem Namen des Kindes fern zu halten. Das Kind sollte einmal frei in's Leben treten, unbehindert.

Das war die Aufgabe, die sie sich gestellt, das war der Schwur, den sie sich selbst gelobt, als sie neben dem Todten gestanden, der durch seine rasche That sich aller Verantwortung entzogen, der im Egoismus der Verzweiflung den Nachlebenden überließ, gegen das von ihm beschworene Unheil zu kämpfen, oder ihm zu unterliegen, wie er ihm unterlegen war.

Als sie den Todten angeblickt hatte, der so still und friedlich dalag, so fremd inmitten der Zerstörung, als ob er nie davon gewußt, nie darunter gelitten hätte — da hatte sich's in ihr geregt, daß ihre Hände sich fast zornig ballten und aus den dunklen Augen eine Frage zu ihm heruntersprach, streng, beinahe hart: Warum, hast Du das gethan und bist davon gegangen, ohne wieder gut zu machen, ohne zu sühnen, was Du verbrochen, Du, der Starke, der Mann — warum hast Du Dir's so leicht gemacht, anstatt zu tragen mit uns? —

Und wie die Frau, so fragte der Freund. Auch hier ein Vorwurf, ein Nichtbegreifen zum Mindesten, und ein Etwas wie Neid, daß er sich allen Wirrsalen entzogen durch einen kurzen, von dem feigen Muthe der Verzweiflung gespornten Entschluß. Stillschweigend hatte er die Hälfte der Last auf seine treuen starken Schultern genommen, die ihnen beiden ein Erbtheil des Todten war.

Das Opfer jenes kleinen Vermögens hatte Dr. Baumann mittellos gemacht; eine verwitwete Schwester brauchte seine Unterstützung und die

junge Kanzlei, deren geringes Erträgnis der Todte durch Speculationen zu ergänzen gesucht, die für ihn so unheilvoll geworden, vermochte nur sehr bescheidenen Ansprüchen Auskommen zu bieten.

Die junge Witwe, deren bescheidenes Heiratsgut mit dem Andern durch die verschwenderischen Finger ihres Gatten gegliedert war, hatte zu Gelde gemacht, was sie irgend entbehren konnte; der Schmud, das Silberzeug, die hübschen Möbel, Alles war verkauft, und sie bezog mit dem Kinde eine winzige Wohnung, wo sie sich eine bescheidene Existenz zu gründen suchte. Ein in ihren Mädchenjahren absolvirter Kindergartencours kam ihr zu Statten, und sie nahm Kinder für Stunden zu sich, die sie mit Häschen zusammen lernen und spielen lehrte. Allen Verkehr hatte sie abgebrochen; Dr. Franz allein besuchte sie, Dr. Franz, der gerne Tag und Nacht gearbeitet hätte, um ihr ein glücklicheres Heim zu bieten, und der kaum wagte, an eine solche Möglichkeit zu denken, wenn er sich gleich der Zeit kaum mehr entsinnen konnte, da er das junge ernste Geschöpf nicht geliebt.

Aber ehe er nur an ein Geständnis zu denken gewagt, da war der Andere erschienen, der Freund, der Lebenswürdige, Glänzende, und in einer Zeit, die weniger Monate umfaßte, als seine stille Liebe Jahre zählte, hatte er das Mädchen heimgeführt.

Der war nun todt, die Geliebte Witwe; und jetzt durfte er um sie werben, — er hätte es gedurft, wenn nicht auch auf ihm der Fluch jener Nacht gelegen hätte, in der er Alles hinwegwusch, um seinen ehrlichen Namen zu retten. Konnte er sie seiner Dürftigkeit theilen lassen? Sie würde ihm ihre Hand nicht verweigern, wenn er sie begehrte — aus Dankbarkeit — sie fühlte sich so tief in seiner Schuld, daß sie ihm keine Forderung abschlagen konnte, das empfand er, und die Angst, sie sich selbst zu opfern, hieß ihn schweigen.

So lebten sie still nebeneinander, und wenn er sie zum Sterben müde fand und die Worte heiß aus seinem Herzen zum Munde drängten, wenn er sie hätte an seine Brust legen und dort bergen mögen, wie ein Heiligthum, dann verschloß immer die Ueberzeugung ihm die Lippen, daß sie sich ihm geben würde, wenn er sie begehrte, weil ihr Gewissen ihr nicht gestatten würde, sich ihm zu verweigern.

Mit der Zeit kamen ihm sonderbare Gerüchte zu Ohren. Der Selbstmord war doch nicht so ganz vergessen, wie sie geglaubt, und die geheimnisvolle Ursache beschäftigte müßige Geister. Alles Finanzielle war in Ordnung gewesen, weshalb dann die schreckliche That bei einer glücklichen — anscheinend glücklichen — Ehe? Die paar Worte, die der Arzt gefunden, „mein Weib und mein Freund“ wie sollte man die deuten? Aber dann, warum sich selbst tödten, warum nicht lieber — —

Wer konnte wissen, was in jener Nacht vorgefallen war, die junge Frau hatte anfangs Jedem, außer dem Freunde, den Eintritt verwehrt. Dem fremden Arzte war ihr sonderbar kaltes gefäßtes Benehmen aufgefallen — jetzt verkehrte sie mit Niemandem, nur Dr. Baumann ging fast täglich aus und ein bei ihr. Und nach und nach drang es bis zu ihm; ein Wort da, ein Lächeln, ein Achselzucken dort, bis es sich zusammengethan hatte aus lauter Nichtigkeiten zu einer überwältigenden Anklage. Margarethe wußte nichts davon, und sie durfte es nicht erfahren; nur ein Mittel war da, die Beschuldigung Lügen zu strafen — das Bekenntnis der wahren Ursache des Selbstmordes, die zu verbergen, der ganze Zweck ihres Daseins, seiner Opfer gewesen war. Und doch konnte der beleidigende Verdacht auf dem jungen traurigen Weibe nicht ruhen bleiben. In seiner Angst, seinem Suchen nach Gegenbeweisen wäre Dr. Franz beinahe im Stande gewesen, eine Andere zu heiraten — wenn nur — ja, wenn er nur gekonnt hätte, aber das war das Eine, zu dem er sich nicht stark genug fühlte. Langsam fing er an seine Besuche zu verringern, er ging nur mehr zweimal die Woche, dann nur einmal hin; endlich vermochte er es, vierzehn Tage lang wegzubleiben.

„Wo bist Du so lange gewesen, Onkel?“ fragte Häschen vorwurfsvoll, und Etwas wie ein schüchternes Vorwurf lag auch in den dunkelbraunen Augen der Mutter, als er wiederkam.

„Arbeit, Häschen, Arbeit.“

„Wirklich, Dr. Franz? Wie mich das freut. Die Kanzlei fängt also an, gut zu gehen?“

„Ah, freilich, freilich. Ich habe sehr viel Arbeit und außerdem — war ich jetzt auch — ich war verreist, und werde noch öfter fort müssen, vielleicht auf länger — auf einige — —“ er wollte gerne „Monate“ sagen, aber er brachte nur „Wochen“ heraus.

„Da werden wir wohl recht allein sein, Häschen und ich.“

„Ja, daran müssen Sie sich wohl gewöhnen.“ Seine Stimme klang rau, fast barsch. Sie sah ihn erstaunt an. „Man gewöhnt so vieles,“ sagte sie dann mit ihrem sanften, schwermüthigen Lächeln, „und sehen Sie, lieber Freund, so hatte ich mich an Ihr Kommen gewöhnt, als ob es gar nicht anders sein könne und Sie hergebröten zu uns.“ Nachdem er ein paar Sekunden geschwiegen, erwiderte er, mühsam nach Worten suchend: „Nun ja — das eben meine ich, daß es besser ist — es hat mir geschienen — das heißt — es ist mir eingefallen — am Ende — Sie Margarethe — Sie sind ja doch eine junge Frau — und ich — nun ich freilich — — ich — —“ Er unterbrach sein Stottern, sie sah ihn an mit großen Augen, in denen ein erschrecktes Verstehen dämmerte.

„Margarethe!“ schrie er plötzlich auf; die ganze unterdrückte Leidenschaft, die lange verschwiegene machte sich Luft und befreite sich in dem Wort. Dann blickte er sie an und schwieg. Denn in ihren Augen hatte er etwas gelesen wie eine flehende angstvolle Bitte, daß er nicht weiter sprechen möge, nicht fordern, was sie gewähren mußte und zu gewähren sich nicht fähig fühlte. Er las es in den braunen, süßen Augen; da schüttelte er den Kopf.

„Nein, nein Margarethe,“ murmelte er wie beschwichtigend, und mit unsicheren Schritten, fast tastend, verließ er das Zimmer.

Sie blieb regungslos, den Blick auf die Thür geheftet, die sich hinter ihm leise geschlossen. Ein Lachen des spielenden Kindes rüttelte sie aus ihrer Erstarrung. Sie kniete bei ihm nieder und umfaßte es. „Jetzt habe ich nur Dich, Hänschen,“ flüsterte sie und lehnte den müden Kopf an die kleine weiche Schulter.

Hänschen klopfte ihr mit seinen warmen Händchen begütigend die Wange. Der kleine Mann erwachte in ihm, Angesichts der Schwäche seiner Mutter; und er rief tröstend mit seinem hellen Stimmchen, „Und den Papa im Himmel!“

Sie schlang die Arme fester um das Kind und drückte das Gesicht in die braunen, weichen Haare.

„Den Papa im Himmel — Hänschen — er hat's gut, Dein Papa.“

Jetzt war sie wirklich ganz allein.

* * *

Es verging ein Jahr und noch eines; Dr. Franz besuchte sie von Zeit zu Zeit, aber es stand etwas zwischen ihnen, was den alten einfachen Verkehr nicht mehr aufkommen lassen wollte; — ein Gefühl der Beschämung in ihm, jener Beschämung, die der Ueberlegene dann empfindet, wenn er den Schwächeren seine Uebermacht fühlen gelassen, in ihr ein Unwille gegen sich selbst, daß sie nicht im Stande gewesen, dem Manne, der ihr Alles geopfert, das heiß erwünschte Gegenopfer zu bringen. Aber wie sie mit sich rechten mochte, sie konnte nicht. Nicht so, wie er es wollte, es verdiente. Sie wäre zu ihm gekommen wie eine lebende Leiche — ihr Herz, das ganze Weib in ihr gehörten jenem schwachen Todten, den sie geliebt hatte mit der ganzen Kraft ihrer starken Seele, den sie noch immer liebte, trotz jenes Andern, Besseren.

So lag das Leben düster über den Beiden; ein steter Kampf um das Brot, ein Ringen mit sich selbst, um den Willen zum Tragen.

Wohl sprach sie manchmal, und ihre dunklen Augen blickten todesmatt: „Ich bin müde, zum Sterben müde.“ Aber er erwiderte: „Hänschen braucht Sie.“ Und sie lächelte trüb. „Ich weiß es, ich bleibe bei ihm.“

Er brauchte sie wirklich. Sie war die einzige zwischen ihm und dem Elend, wie sie die Einzige gewesen, die zwischen ihm und dem Schrecklichen gestanden hatte, das seine Zukunft bedrohte: dem besleckten Namen, den er vom Vater ererbte. Im Zorn hatte sie selbst da das Haupt gebeugt und geschwiegen, als sie jene abscheuliche Beschuldigung geahnt, die ihre Frauenehre verletzte — sie stumm auf sich genommen in der Erkenntnis, daß für den Knaben die Unehre der Mutter weniger verhängnisvoll sei wie die Unredlichkeit des Vaters.

Da erkrankte eines Tages einer ihrer kleinen Pflegebefohlenen, während die Kinder sich bei ihr befanden. Erschreckt brachte sie das Kind nach Hause und schickte die Andern sobald als möglich davon; sie hatte richtig gerathen, bei dem fremden Knaben war der Scharlach ausgebrochen und nach kaum zwei Wochen lag ihr eigenes Kind an der tödtlichen Krankheit darnieder.

Hänschen war krank, zum Sterben krank. Tage und Nächte stand sie an dem kleinen Bette und stritt um das geliebte Leben. Er konnte ja nicht sterben, von allen Kindern der ganzen Welt durfte er nicht sterben, dessen Rechte an das Leben so schwer erkaufte waren! Er hatte die Pflicht, zu leben, bis er geerntet, was unter solchen Kämpfen für ihn gesät worden; die Opfer, die für ihn gebracht waren, durften nicht fruchtlos bleiben! — — —

Sie klammerte sich an jeden Hoffnungsschimmer, den der Arzt ihr gab — Minute für Minute rang sie dem schwarzen Engel ab, dessen dunkle Schwingen schon über das Kind gebreitet waren — umsonst — Hänschen starb — verlosch, wie ein Stern in's Nichts verlischt

Sie weinte nicht; es war etwas über ihr, wie der Schatten jener schwarzen Fittiche, etwas Fremdes, Seltsames, als wandte sie in einer anderen Welt. Und als sie den Freund zu dem todten Knaben führte, sagte sie leise: „Er braucht mich jetzt nicht mehr, ich bin jetzt frei . . .“

Dr. Franz fuhr zusammen und legte die Hand auf ihren Arm, als wolle er sie abhalten von — irgend Etwas. Erschrocken blickte er in die stillen Füge der jungen Frau, er konnte das Räthsel der dunklen starren Augen nicht lösen, er ängstigte sich um sie und wagte doch nicht mit einem Worte in die geheimnisvolle Ruhe zu bringen, die sie wie ein unheimlicher Zauber umgab.

Sie war vor dem Bette niederkniet und strich sanft die braunen Locken von der kalten Stirn. „Es war doch Alles umsonst, Franz, Alles!“

Dann reichte sie Franz plötzlich die Hand. Er neigte sich über die schlanken, eisigen Finger. Das Schluchzen schnürte ihm die Kehle zusammen und heiße Tropfen fielen aus seinen Augen auf ihre Hand. War Alles umsonst, was sie gelitten und erduldet, hatte sie die ganze Last des Lebens umsonst auf sich genommen, so muthig und klaglos? Und in seiner Brust erwachte wieder jenes längstvergeffene Gefühl des Grolles gegen den Todten, der nun so lange schon da draußen schlief, weltfremd und still, der zur Ruhe gegangen war, mitten im Sturme, den er um sich herauf beschworen, der sich's so leicht gemacht, so erbärmlich leicht, durch seinen Tod. Sie regte sich wieder, wie sie da am Boden kniete, aber diesmal sprach sie nicht zu ihm. „Hänschen,“ fragte sie leise, „Hänschen, ist Dir's nicht bange nach mir?“

Es lag ein seltsamer Ton in der Frage, so schmeichelnd und beruhigend und bittend fast. Ihm schauderte; weshalb sprach sie so zu dem todten Kind — versprach sie ihm etwas? — Ein namenloser Schreck überfiel ihn. Sie hatte es ja gesagt — sie war frei . . . „Margarethe, kommen Sie.“

Er beugte sich über sie und hob sie empor. Sie wandte sich zu ihm und sah in seine entsehten Augen.

„Margarethe!“

Sie verstand seinen Ruf, seine Angst.

Leise schüttelte sie den Kopf und ein sanftes, schmerzliches Lächeln spielte um die schönen Lippen . . .

„Oh nein, Franz, fürchten Sie nichts — — ich kann ja warten.“



Miß Beß.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(2. Fortsetzung.)

Wie bei mancherlei Ereignissen in der Welt das primum movens schwer feststellbar ist, ließ sich über die Frage, ob eigentlich dem Dunkel oder der Nichte die intellektuelle Urheberschaft ihrer Reise nach Deutschland beizumessen sei, nicht wohl zur Klarheit durchdringen. Doch wie immer es sich damit verhalten mochte, bekundete Miß Beß augenscheinlich, daß sie die Fahrt nach München nicht ausschließlich zu dem Behuf unternommen habe, um vom Balcon oder ihrem Stubenfenster aus die Außenwände der Pinakotheken zu betrachten. Vielmehr nahm sie an der Besichtigung noch anderer Sehenswürdigkeiten ein Interesse, und wenn sie auch genöthigt wurde, sich diesem allein, ohne die Gesellschaft ihres Dunkels, hinzugeben, ließ sie sich doch durch solchen Begleitungsmangel keineswegs von sicherem Verfolgen ihr

wünschbar erscheinender Wege, Zwecke und Ziele abschrecken. Dafür war sie jenseits des Aermelmeeres zur Welt gerathen, eine findig veranlagte und selbstständige Miß, die keines Führers und keines Beiraths bedurfte, was und wohin sie wolle, sondern ausnehmend verlässlich auf eigenen Füßen stand und ging und auf eigene Hand ihrem Belieben nachkam. Ihre großbritannische Mitgift war's, die andererseits auch Sir Nathanael ebenso selbstverständlich bedünkte, denn er bekümmerte sich mit keinem Wort oder Blick um die Abwesenheit, das Thun und Lassen seiner Schwester Tochter. Es beliebte ihr nicht, die Vierorten der bayerischen Hauptstadt einer Abschätzung gegeneinander zu unterziehen, sonst hätte sie fraglos nicht im geringsten Anstand genommen, sich zu solchem Zweck in's Hofbräuhaus zu begeben, um sich dort vermittelst eines Maßkruges über den Ausfall des

heiligen Sinds zu unterrichten. Dagegen entsprach's ihr, sich im Hofgarten vor den Tischen zum Niedersetzen und Kaffeetrinken einladen zu lassen, jedoch wiederum nicht, ihren Platz mit einem herantretenden, narrenhaft ausstaffirten jungen Repräsentanten höchster Kleidungs- und Geistes-Modernität zu theilen. Denn wie er Miene machte, sich auf einen Stuhl neben ihr hinzurückeln, kam ihr ein „Oh!“ vom Munde, das, obwohl in weibliche Tonart transponirt, doch auf's Entschiedenste an Sir Nathanael Colbrook erinnerte und auf den jungen Helden ungefähr die Wirkung übte, wie ein Klatsch mit einer Fliegenklappe nach einem großen Brummer. Wenigstens surrte er auf's schleunigste davon und verschwand auf Nichtwiederkehr aus dem Blick- und Stimmenbereich der Miß Mijon Steinfaß.

So bedurfte sie für ihre eigenen Angelegenheiten durchaus keines Beistandes, dagegen ließ, eigentlich zum erstenmal, in Bezug auf ihren Dunkel, ihr Ergründungsvermögen sie in Stich. Nachdenklich, doch ebenso vergeblich, betrachtete sie ihn öfter von der Seite auf seinem Balconsitz, um diese Beaugenscheinigung stets in gleicher Weise mit einem begrifflosen Kopfschütteln abzuschließen. Von einem Besuch der alten Pinakothek war sie hochentzückt heimgekehrt, hatte dort, wie es schien, nicht als Miß Befß, sondern als Fräulein Elisabeth ohne Anleitung, vielmehr aus eigenem Antrieb ihre Zeit vor einigen der vollendetsten alten Meisterwerke zugebracht und machte bei der Rückkunft gegen ihre sonstige Gepflogenheit davon ihrem Dunkel Mittheilung. Dann fügte sie die Frage hinzu, ob er sie am nächsten Tage nicht hinüber begleiten wolle, da er ja doch, um der Bereicherung seiner Kunstanschauung willen, die Reise hierher unternommen habe. Dazu nickte Sir Nathanael: „Yes, ich habe unternommen die Reise hierher, um der Bereicherung u—illen meiner Anschauungskunst und u—ill morgen gehen in die Pinakothek.“ Da er dies als seinen Willen kundgegeben, ward es natürlich zur Ausführung gebracht, doch Miß Befß, die bald nach dem Eintritt in das Gebäude von seiner Seite abgerathen war, suchte umsonst in allen Sälen nach ihm umher, bis sie ihn schließlich reglos an einem ostwärts gerichteten Fenster stehend und über die Straßenzugung nach seinem Balcon hinüberblickend antraf. Bei ihrem Herankommen äußerte er, ohne die Richtung seines Gesichtes zu verrücken: „Ich bin ge—u—esen in der Pinakothek und haben bereichert meine Anschauungskunst. Ich u—erde gehen jetzt.“ Und nur zwei Minuten später genoß die junge Miß, die am Pinakothefenster stehen geblieben, wieder aus der Entfernung den Anblick des grauen Cylinders ihres Dunkels drüben über dem Schaukelstuhl.

Als der Nachmittag gekommen, beschäftigte sie sich damit, gleichfalls ihre Kenntnis von München in einer neuen Weise zu bereichern. Statt des Kaffees bestellte sie im Hofgarten, der Temperatur verständig angepaßt, eine Schale mit Fruchtis, ließ sich dazu vom Kellner das Adressbuch bringen, blätterte darin und zog danach ihren Stadtplan aus der Tasche und zu Rathe. Dann stand sie auf, begab sich mit ebenso erstaunlicher als offenbar berechtigter Zuversicht durch die Theatinerstraße und weiter über den Marienplatz in ein bisher noch nie von ihr betretenes Quartier des altstädtischen Kerns von München um die Peterskirche, schlug ein Gäßchen links und ein Gäßchen rechts ein, blieb vor einem ziemlich altersverschribt aussehenden Hause mit der Nummer 196 stehen, zuckte augenscheinlich sowohl innerlich als äußerlich etwas mit der Achsel und trat in den selbst für die stadtüblichen Eigenthümlichkeiten noch außergewöhnlich düsteren Flur ein. Zu einer glanzreichen Helligkeit ward indeß die Beleuchtung desselben durch vollkommene Stockfinsternis einer sich aus ihm fortzieherhaft aufdrehenden Wendeltreppe erhoben, deren Stufen obendrein beim Austritt durch einen nicht besonders anheimelnd knackenden Ton der Einbildungskraft die Vorstellung einer jähen Rückbeförderung in's Erdgeschoß nahelegten. Doch Miß Befß' Phantasie war furchtsamen Empfindungen nicht zugänglich, und ihre Augen schienen unter Anderem auch die Eigenschaften kleiner Spiegellaternen in sich zu tragen, denn ohne Zaudern und Anhalt stieg sie über vier Absätze aufwärts, blüßte dadurch ebenfalls nichts von der ruhigen Gleichmäßigkeit ihres

gesunden Athmungsvermögens ein, sondern zog, die vierte Treppe hinangelangt, sofort kräftig an einem halb abgerissen neben einer Thür herunterhängenden Glockendraht. Eine alte, mit ihrem Rückgrat nicht ganz in gewöhnlichem Einvernehmen lebende Frau öffnete und antwortete auf die Frage, ob Herr Hollunder zu Hause sei: „Der Doctor war da.“

„Warum ist er denn fortgegangen?“ versetzte die Hörerin ein wenig mißvergnüglichen Klanges, worauf die Alte etwas verwunderten Tones erwiderte: „Warum soll er denn fortgegangen sein?“

„Sie haben ja gesagt, er sei nicht hier.“

„Ich hab' ja gesagt, er war da.“

Es hätte vermuthlich noch einiger Zeit bedurft, um Miß Befß' grammatikalische Sprachgewöhnung für praktisch-richtige Auffassung der Bedeutung des Münchener Imperfectums zu fördern, doch ward sie gegenwärtig darin von einer neuen Seite her unterstützt, denn unweit von ihr ging eine andere Thür auf, durch die sich ein Kopf halb vorstreckte und aus seinem Mund brachte:

„Müssen Sie vom Morgen bis zum Abend denn immerzu vor meiner Stube reden? Ich hatte ihn, und nun ist er wieder weg.“

„Wen hatten Sie?“ fragte die Miß unwillkürlich.

„Den Gedanken.“ Und der Antwortende begleitete das Wort mit einer schwunghaften Armgeberde, vermittelst deren er aus einer von seiner Hand umfaßten, sichtlich aber eingetauchten Rielsfeder einen großen schwarzen Tropfen hart vor dem hellen Kleidsaum der jungen Dame niederspritzte.

„Oh“, sagte Miß Befß, darauf herunterblickend, „ist das ein Gedanke von Ihnen, und sind Sie etwa Herr Laurentius Hollunder?“

„Ja, das war der Herr Doctor“, bestätigte die Alte, während der Befragte, nicht gerade geistig ausdrucksvoll vor sich hinausstarrend, wiederholte:

„Hollunder? Sambucus steht auf dem Titelblatt meiner Dissertation — es kann auch Flieder sein — Flieder oder Hollunder — aber ich glaube, Hollunder wurde ich genannt.“

„Oh“, äußerte Miß Befß nochmals, „Sie wissen nicht, wie Sie heißen? Danach, scheint mir, sehen Sie auch aus; machen Sie mir ein bißchen Platz, Sir, daß ich hineinkomme und Sie bei Licht genauer ansehen kann.“

Dem Angesprochenen war merklich noch nicht die klare Bestimmung zu Theil geworden, daß etwas Außergewöhnliches vor ihm stehe, spreche und eine Aufforderung an ihn richte, denn er machte keine Bewegung, dem Wunsch der Miß zu willfahren. Da diese sich aber in allen Lagen stets selbst zu helfen verstand, blieb sie auch hier nicht lange über die Wahl eines zweckdienlichen Mittels unschlüssig, sondern faßte einfach den Doctor Laurentius Hollunder an einer seiner Schultern, schob ihn halb um seine Leibesachse und nützte den so eröffneten Zugang, durch die Thür in seine Stube einzutreten. Und als sie dies zur Ausführung gebracht, sagte sie zum drittenmal: „Oh!“ nicht in der wunderbaren Klangfarbe, welche diese Interjection im Munde Sir Nathanael's annahm, sondern nach Art eines deutschen, Ueber-raschung und Erstaunen kundthuenden Lippenlauts. Und zwar galt derselbe gleichzeitig drei sich ihr darbietenden Anschauungsgegenständen.

Den ersten bildete die Helligkeit des Raumes, in den sie gerathen, und die unerwartete Aussicht, die sich vor ihm aufthat. Denn da er dem Himmel fast um hundert Schuhlängen näher gerückt sein mochte, als der Straßeboden drunten, so ließ er den größten Theil seiner nachbarlichen Umgebung draußen noch unter sich zurück, und vor den Fenstern breitete sich eine absonderliche Hochwelt aus von merkwürdig gestuften Giebeln, flachen Dachrücken und alten Helmdächern, Firsten und Schornsteinen. Alles war psannenbraun und mörteelgrau durcheinander gemischt, doch nicht stumpffarbig, denn die Sonnenstrahlen fanden überall kleine verstreute Eckchen und Fleckchen, um blinkende Lichtfünkchen daraus zu ziehen, und gaben sich dieser Beschäftigung mit einer gewissen Emsigkeit hin.

(Fortsetzung folgt.)



Albert v. Hermann, ein Wiener Musiker.

Von Marie Herzfeld.

ei allen hervorragenden Concerten sah man ihn. Er begann gerade eine populäre Erscheinung zu werden. Man sah sich um und suchte nach dieser schlanken Gestalt mit den schmalen, allzu schmalen Schultern, die aber dennoch den Kopf mit den

feinen, ersten Zügen so hoch und sicher trugen. Und eines Tages — im November jährt es sich — sah man sich vergeblich um. Ein Anderer sah auf seinem Platz. Der Tod hatte sein schnelles Werk vollbracht.

Man ist von der Dessenlichkeit rasch vergessen, wenn man in so jungen Jahren von dannen geht. Die Spur, die man in's Leben grub, war nicht lang noch tief genug. Albert v. Hermann ist aber nicht bloß seinen Freunden gestorben. Was er unserem Musikleben hätte werden können, ist kaum zu ermessen. Er verband eine große Empfänglichkeit für neue Ideen mit ausdauerndem Feuer, einen leidenschaftlichen Trieb, zu wirken, mit organisatorischem Talent. An zehn Punkten zugleich griff er an, bald eigenen, bald fremden Impulsen gehorsam. Er war Beamter, Musiker, Kritiker, Lehrer; doch immer wollte er anregen, aufbauen, neu gestalten, organisieren. Das war den Eingeweihten wohl bewußt, — nicht allzu Vielen; denn Hermann's Bescheidenheit war groß. Nicht seine Person, was zu leisten war, stand ihm voran.

Ein Büchlein, das in diesen Tagen bei A. v. Hölder in Wien erschien: „Erinnerungen an Albert v. Hermann. Von Johanna Müller, geb. v. Hermann,“ wird auch Fernerstehenden zum Bewußtsein bringen, was Wien, ja, Oesterreich an ihm verloren hat.

Frau Johanna Müller versucht, von ihrem Bruder mehr zu geben als nur ein Bild seines Wirkens; sie möchte sein ganzes Leben erzählen und den Zauber seiner Art festhalten.

Und man kann in der That nicht liebenswürdiger von liebenswürdigen Menschen sprechen, kann die anheimelnde Enge eines glücklichen Zusammenlebens von Eltern und Kindern nicht inniger schildern, reines Wollen und edles Menschenwollen, wie es aus solchen fest und warm umhögten Verhältnissen in's freie Licht emporwuchs, nicht zarter, selbstverständlicher darstellen. Die liebende Bewunderung ist darin bescheiden zurückhaltend, und die Nüchternheit lächelt zugleich. All die kleinen Züge aus frohen Kindertagen, aus hoffnungsübersäumender Jugendzeit sind mit einem ganz leisen, selbst überlegenen Humor erzählt, der das persönliche Erlebnis in die Sphäre der Kunst erhebt. Und der trauliche Duft des Wienerischen mit dem ganzen „Charme“ des Kindlichen und Altväterischen strömt voll und ungebrochen aus den Zeilen hervor. Ich möchte nicht gerne Beweisstellen anführen, sondern lieber auf die kleine Broschüre hindeuten, in der Frau Müller den Entwicklungsgang im Leben ihres Bruders dargestellt hat.

Sein Weg zur Musik ging über Hindernisse. Das ist kein Unglück in unseren Tagen, wo die eitle Mittelmäßigkeit ihren Trieb nach Ehren mit innerem Beruf verwechselt, und zur Kunst sich drängt, wer zu ernster Arbeit nicht taugt. Gegen die Anderen jedoch sich den Pfad frei bahnen, um äußeren Erfolg unbekümmert, nur das Eine suchen, das Eine wollen, der Kunst zu leben: das thut doch zumeist nur das echte Talent. Und die Probe stürzt bloß seinen inneren Drang. . . . Albert v. Hermann studierte auf Wunsch seines Vaters, des bekannten Sectionschefs im Unterrichtsministerium und Schöpfers des Volksschulgesetzes, Jurisprudenz. Doch schon auf der Universität spielte er eine musikalische Rolle. Er war im Ausschuß des Akademischen Gesangsvereins; er accompagnirte, dirigirte, componirte. Er trieb ganz eingehende theoretische Studien, die ihn mit verschiedenen musikalischen Capacitäten Wiens in engste Fühlung brachten. Das Arbeiten, das Erfinden war ihm wie ein Spiel. Verschiedene seiner Chöre wurden im Concertsaal aufgeführt; so strenge Kritiker wie Hanslick spendeten ihm ermunterndes Lob. Es gibt keinen schöneren Beweis für das Selbsturtheil Hermann's, als den Umstand, daß er von seinen Compositionen in späteren Jahren nichts mehr mochte drucken lassen. „So lang ein Brahms lebt“, schien es ihm fast anmaßend, sich für „auch Einen“ zu halten. Das Mindere wollte er nicht, das ganz Große traute er sich selbst nicht zu. Gerade dies sichere Abschätzen musikalischer Leistungen erregte bald die Aufmerksamkeit Berufener. Professor Böhm, der verdienstvolle Gründer des Ambrosius-Vereins, bewog das „Vaterland“, dem dreißigjährigen jungen Mann das Musikreferat anzuvertrauen. Bald war Herr v. Hermann Mitarbeiter verschiedener Blätter, ja, er erlebte den Triumph, daß Hofrath Professor Hanslick — in vielen Ansichten ein principieller Gegner — sich an ihn wendete und in steigendem Maße ihm die Concertberichterstattung für die „Neue freie Presse“ übertrug.

Mit einem geradezu rührenden Eifer kam Herr v. Hermann, der mittlerweile im politischen Dienst und dann im Unterrichtsministerium eine rasche Carrière gemacht hatte, auch diesen Pflichten nach. Er hatte eine ganz ideale Auffassung vom Beruf des Kritikers. Er war „sachlich“ bis an die Grenze, wo es ohne Noten-Beispiel nicht mehr geht; aus Furcht, vom „Geistreichsein“ belesen und dadurch nicht völlig gerecht zu werden, verschmähte er förmlich alle Kunst der Ueberredung, wurde er geradezu trocken vor rigoroser Schmucklosigkeit. Obendrein war er radical, ultraradical, wie alle Jugend, die etwas taugt, Wagner und Bruckner und die großen strengen Alten. Ueberdies nur die Unbekannten und die Verkannten. Doch bald gohr der junge Wein sich hell. Die Jüngsten und die Ältesten rückten in Hermann's Schätzung sachte auf den Platz, der ihnen gebührte. Brahms wuchs ihm jedes Jahr höher empor. Sein Urtheil wurde milder, fast zu milde; sein Styl gewann etwas von der eleganten Schärfe und der geschmeidigen Anmuth Eduard Hanslick's.

Und er begnügte sich nicht mit „Kritik“, d. h. mit Lob und Tadel; er nahm an der Kunst ein zu tiefes Interesse. Er wollte mithelfen, der Oper ein gesundes, groß gedachtes Repertoire zu schaffen. Nie hörte er auf, zu mahnen, zu erinnern: „Vergeßt nicht der Lebenden, doch vergeßt auch nicht der Todten!“

Er machte auf die Schäden des heutigen Conservatoriums aufmerksam und that Vorschläge zu einer gründlichen Neuorganisation des Institutes, auf daß es wieder eine Kunstschule werde. Unaufhörlich bemühte er sich, in den Spuren des berühmten Musikgelehrten Ambros wandelnd, die Kirchenmusik in Oesterreich auf eine höhere Stufe zu heben. Er verwarf zwar das Opernhafte, Concertmäßige, Ueßerliche in der Kirche; doch er wußte, daß unser Publicum zur strengen alten musica sacra doch erst mühte erzogen werden. Er wollte die a capella-Musik durch häufige Aufführung leichterer Werke in Concerten dem Verständnis näher bringen, durch ein besonderes Institut für Kirchenmusik am Conservatorium Organisten und Chorregenten zu ihrer großen Aufgabe heranbilden. Allein er verhielt sich drum nicht ablehnend gegen die modernen Instrumental-Messen eines Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert. . . . Die Vorbereitung der Wiener Musik- und Theater-Ausstellung, für die Herr v. Hermann im Ausschuß thätig war, zwang den jungen Musiker, seine Kenntnisse noch zu erweitern. Er war ein fleißiges Mitglied der Gesellschaft, welche die Compositionen der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. herauszugeben hatte, und jener anderen, welche die „Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich“ neu veröffentlichen sollte. Auf seine Anregung errichtete die „Singakademie“ für neue Mitglieder einen Vorbereitungscurs, den Herr v. Hermann selbst ein paar Jahre leitete. Ebenso wirkte er eine Zeit in der Schule des Ambrosius-Vereins. All das führte ihn stets näher zum selbstständigen Dirigiren. Als die Leo-Gesellschaft die Aufführung des Krall'schen „Weinachtspiel“ beschloß, übertrug man Herrn v. Hermann die musikalische Leitung. Er stellte die Musik aus allen Choralen zusammen und bearbeitete sie für Chor und Orchester. Ueberdies schrieb er ein paar Orchesterstücke. Doch er wollte noch schwierigere Proben seines Könnens geben. Er reiste nach Prag und dirigirte ohne weitere Vorbereitung im czechischen Nationaltheater eine czechische Aufführung der „Meistersinger“ und zwar vortrefflich. Daß er auch in den Hubermann'schen Concerten ein ad hoc zusammengestelltes Orchester überraschend gut führte, ist in aller Gedächtnis. Er hatte aber noch andere, größere Pläne. Durch die Raumverhältnisse unseres Opernhauses war die Spieloper fast ganz unmöglich gemacht worden. Hermann wollte nun eine Gesellschaft gründen, die für private „Opernabende“ die Mittel schaffen würde. Das Project war bis ins kleinste Detail ausgedacht. Eine Miniaturbühne, wie z. B. die im kleinen Musikvereinsaal. Das Pöglingsorchester des Conservatoriums, etwa als Mitwirkende: Künstler wie die Damen Mart und Renard, wie die Herren Dippel und Schröder. Als Repertoire Boieldieu: „Der neue Gutsherr“, Cherubini: „Der portugiesische Gasthof“, Dalayrac: „Die beiden Savoyarden“, Fircavanti: „Die Dorfjägerinnen“, Hiller's „Jagd“, Fouard's „Lotterielos“, Singspiele von Vorzing, Mehul, Monsigny, Paër, Paisiello, Weigl. Achtzehn Partituren waren vorhanden, ja theilweise schon die Rollen ausgeschrieben, denn die Sache schien reif: einflußreiche Kreise interessirten sich dafür, hervorragende Sänger waren gewonnen, Dittersdorf's „Apotheker“ und Pergolese's „serva padrona“ für die ersten „Wiener Opernabende“ bestimmt, die im Winter 1894/95 stattfinden sollten. Da trat etwas Anderes aufschiebend dazwischen. Ein liebenswürdiger und einsichtsvoller Vorgesetzter, Sectionschef Graf Latour, überraschte Herrn v. Hermann mit dem Vorschlag, einen halbjährigen Urlaub zur Vorbereitung und Ablegung der philosophischen Rigorosen zu benutzen und sich dann als Docent für Musikwissenschaft zu habilitiren. Das Unterrichtsministerium wollte ihn innerlich ausreifen lassen, um seine

Gaben dann voll zu verwenden. Alles gelang auf's Glänzendste; die Prüfungen wurden mit Auszeichnung absolviert, die Habilitationschrift über Antonio Salieri ging ihrer Vollendung entgegen; der junge Doctor sollte sub auspiciis imperatoris promoviren und dann bald die akademische Laufbahn betreten. Mittlerweile hatte Herr v. Hermann anderwärts zu lehren begonnen. Die „Damenakademie“, für die er sich von Anbeginn lebhaft interessirt hatte, übertrug ihm zwei Curse: „Geschichte und Aesthetik des musikalischen Dramas“ und „Erklärung musikalischer Kunstwerke“. Auch den Unterricht gestaltete Hermann „sachlich“ und dadurch ungeheuer fruchtbringend. Man bekam z. B. die verschiedenen Instrumente zu sehen und zu hören; man lernte die verschiedenen Compositionen analysiren und dadurch erst verstehen. Die exacte Methode, in der andere Wissenschaften gelehrt werden, war an

die Stelle des herkömmlichen ästhetischen Geschwäzes getreten. Zu diesen Arbeiten aller Art kamen noch juridische Arbeiten und Pläne, die ein ganzes Menschenleben ausgefüllt hätten. Doch schon war das Ende nah. Im Moment, wo Hermann die Frucht seiner Thätigkeit roth und golden vor seinen Augen winken sah, berührte ihn der Tod. Er selbst fiel wie eine reife goldene Frucht vom Baum des Lebens ab. So sterben die Glücklichen. Er hat den Kauf des Emporsteigens gekostet, nicht die Ermüdungen des Angelangten. Jeder große Schmerz, jede herbe Enttäuschung blieb ihm erspart. Wir aber haben einen Verlust erlitten. Es wird nicht leicht sein, diese lebendige Kraft so bald zu ersetzen. Was Hermann gewollt, ging mit ihm zu Grabe. Wo wäre der Selbstlose, der seine Pläne verwirklichte?!

Correspondenz der „Wiener Mode“.

Frl. M. K . . . z, Industriallehrerin in L. Das „Häfel-Album“ der „Wiener Mode“ enthält alle Gegenstände, die in Häfelarbeit ausführbar sind, als Decken, Deckchen, Wäsche garnitur, Kleidungsstücke zc.; die „Sammlung gehäfelster Spitzen und Einsätze“ und was der Titel besagt. Der Preis für jedes dieser nützlichen und prächtig ausgestatteten Werke ist fl. 1.20 = Mk. 2.—. Bezugsquelle: Alle deutschen Buchhandlungen und, wo sich keine befindet, die Administration der „Wiener Mode“.

Pilsner Bier.

„Was muß man thun, um den Mann unter den Pantoffel zu bringen.“ Wir müssen gestehen, daß diese Frage uns auf's tiefste empört. Wie können Sie es wagen, vom Briefkastenmann einen Rath für die Unterjochung des starken Geschlechtes zu verlangen? Wollen Sie in Ihrem Gatten alles Gefühl für Männerwürde ertödtet? Es giebt nichts Erbärmlicheres, als einen Mann, der sich vor seiner Frau fürchtet. Alle Ehefrauen, die dies wünschen, sind — — Doch wir wollen, aus Rücksicht für unseren häuslichen Frieden, unsere Meinung in dieser Frage unterdrücken.

„Wie entstanden die Familiennamen?“ Nach den Gewerben, wie Müller, Schneider, Schmidt; nach den Eigenschaften, wie z. B. Schön, Groß, Klein, Kraus, Weiß, Gelber zc.

Frau Dillie B. in Gr.

Können Sie mir nicht Auskunft geben, was der Autor eines dünnen Bändchens Gedichte, die seine ersten (aber gut sind), für diese vom Verleger meistens verlangt. Ich wüßte gerne — ich selbst dichte nicht — was bedeutende Schriftsteller, als sie noch unbekannt waren, für ihre ersten lyrischen Schöpfungen verlangten und — erhielten.“

Was die einzelnen großen Dichter für ihre ersten Gedichte als Honorar bekamen, können wir nicht wissen; was Ihr Freund erhalten wird, wissen wir ganz genau: „eine ablehnende Antwort“.

Eva S. Bezüglich Ihrer ersten Frage verweisen wir Sie auf unser Buch „Etiquettefragen“, aus dem Sie entnehmen können, daß eine Dame einem Herrn niemals Blumen sendet. — 2. Daß man bei Verlobungen und Hochzeiten auch den Eltern des jungen Paares gratulirt, ist selbstverständlich. — Die Fragen 3 und 4 kann nur ein Arzt beantworten.

Drei Gänseblümchen aus Oberstadt. Nach der Lectüre Ihrer Verse haben wir uns erstaunt gefragt, was das „Blümchen“ in Ihrem Namen zu bedeuten hat.

Schodschwerenoth. Das von Ihnen gewählte Pseudonym läßt gerade nicht auf lebhaften Bildungstrieb schließen. Sollte es ihnen trotzdem Ernst mit Ihrem Wunsche sein, so theilen Sie uns Ihre Adresse mit; wir werden Ihnen dann das gewünschte Verzeichniß übersenden.

Blondes Schloßfräulein. Sie müssen aber wenig zu thun haben! Käthe 16. Es wäre höchst unpassend, wenn Sie den jungen Herrn zu sich ins Haus einladen würden. Das ist Sache Ihrer Eltern.

Gesprenzte Fesseln. Ob eine junge Dame einem Herrn eine „Viel-liebchen-Wette“ antragen darf, hängt ganz von dem Grade der Bekanntschaft ab. Eine solche Wette setzt naturgemäß eine große Vertraulichkeit voraus; wo diese nicht besteht, wird man sich durch ein solches Anerbieten leicht Mißdeutungen aussetzen. — Daß Ihnen das Bild „Viel-leicht“ aus unserem Heft 1 so gut gefällt, freut uns sehr; daß Sie den Herrn aber lieber klein und blond hätten, beweist nur, wie schwer man es Allen recht machen kann. Der jungen Dame auf dem Bilde ist er offenbar so recht, wie er ist.

K. Y. Z. Wie Sie schreiben, sind Sie erst dreizehnjährig, folglich noch besserungsfähig. Lassen Sie also das Dichten sein! Bitten Sie doch Ihren Herrn Papa lieber, Sie das Radfahren lernen zu lassen.

Eva in P. 19. Ihr „Gedicht“ lautet:

Herbst ist es wieder, Traurig und fahl, Alles ist nieder, Alles ist lahm.	Die Vögelin verborgen, Blümlein nicht blühen, Alles erstorben Alles ist hin.
--	---

Gar traurig sieht mancher Blick
Dem herbstlichen Kreiden zu,
Nur ich träum' vom künftigen Glück
Ich, vielleicht auch „Du“?

Wenn Sie unter „Du“ den Briefkastenmann meinen, so gesteht derselbe, daß er allerdings von einem künftigen Glück träumt, das aber an keine bestimmte Jahreszeit gebunden ist. Er träumt nämlich davon, sich pensioniren zu lassen, um den Rest seiner Tage fern vom Papierkorb der „Wiener Mode“ in ungetrübter, von keinerlei Lyrik gestörter Ruhe verbringen zu können. Aber ach! wird dieses Glück ihm je zutheil werden? Wird er nicht eher mit Ihnen ausrufen müssen:

„Alles erstorben
„Alles ist hin!“???

Violette Vanille. Wahnsinn — ohne Methode.

W. v. S. Wir haben durchaus keinen Anlaß, Ihr Gedicht „vernichtend“ zu kritisiren; wir finden es vielmehr ganz gelungen und halten es für die Probe eines hübschen Talentes, das es bei erster Schulung noch zu etwas bringen kann. Zur Aufmunterung drucken wir es hier ab.

Vorbei!

Nicht war's beim Schlage der Nachtigall,
Nicht bei Lenzeserwachen im Monat März —
Im Winter war es bei Flodentfall,
Als ich Dich erblickte zum ersten Mal,
Und seit dem Tage war Dein mein Herz.

Die Welt nicht ahnte von unsrem Glück,
Die sprachst Du es aus, was wir gedacht;
Doch wenn Deine Lippe auch schon noch schwieg,
Veredter als Worte sprach Dein Blick —
Nur war der Traum — wir sind bald erwacht.

Als der Abschied kam und die Stunde schlug,
Rein Aufschrei drang aus geprester Brust,
Ein Fassen der Hände, ein fester Druck,
Ein Küssen, verheißend und weh genug —
Daß wir schieden — nur wir zwei haben's gewußt.

Die Tage fliehen, die Monde geh'n,
Und zwischen uns Berg und Fluß und Gaid' —
Noch einmal will ich Dich wiederseh'n,
Und wenn auf's Neue die Floden weh'n,
Dann sind wir getrennt für alle Zeit . . .

W. v. S.

Um Ihnen anzudeuten, was wir unter „Schulung“ verstehen, bemerken wir, daß z. B. die Wendung „im Monat März“ von geradezu spießbürgerlicher Prosa ist; daß die unreinen Reime „Glück, schwieg(!), Blick“ das Maß des Erlaubten weit überschreiten u. s. w. u. s. w.

S. F. Wien. Sie wünschen eine Biographie der jetzt durch ihren vortrefflichen Roman „Seine Gottheit“ in den Vordergrund der Wiener Literatur getretenen Dichterin Emil Marriot. Wir wären gerne bereit, Ihnen so ausführlich als möglich das Leben der begabten Dame zu schildern — wenn wir nur was davon wüßten! Es ist nämlich keiner ihrer geringsten Vorzüge, daß die Dichterin als Privatperson eben nie viel von sich reden machte, und daß sich Emilie Mataja, wie sie im bürgerlichen Leben heißt, hinter dem Schilde ihres Pseudonymes vollkommen verbarg. Verzeihung also, wenn die Notizen, die wir Ihnen im Folgenden bieten, recht mager ausfallen. Fräulein Emilie Mataja ist die ältere Schwester des als Nationalökonom sehr angesehenen Gelehrten und Ministerialraths im k. k. Handelsministerium, Dr. Victor Mataja, und wurde am 20. November 1855 in Wien geboren. Damit fängt unsere Kenntnis ihrer Lebensschicksale an und hört auch dabei auf. Denn daß Fräulein Mataja auch Vicepräsidentin des Wiener Vereines der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen ist, ferner, ihrer literarischen und socialen Stellung gemäß, in den besten Wiener Familien verkehrt, das ist biographisch von keinem besonderen Werthe. Alles, was wir von ihr wissen wollen, müssen wir aus ihren Büchern herauslesen, und für denjenigen, der lesen kann, sagen diese Bücher allerdings nicht wenig. Da werden Sie aus ihrem Erstling „Egon Talmors“ (Wien, Harleben, 1880) einen Ton des Welt Schmerzes, der Menschenverachtung, des Lebenssekels herauslesen, der es Ihnen begreiflich machen wird, daß sich diese gemüthreiche und denkende Frauenseele lange Zeit in die Geheimnisse des katholischen Glaubens vertiefen konnte, um zu einer, für das weiche Frauengemüth tröstlichen Weltanschauung zu gelangen. Les extrêmes se touchent. Daß uns just ein französisches Sprichwort dabei einfällt, ist nicht bloßer Zufall; denn gerade Frankreich gibt uns mehrere Beispiele für diese Vereinigung von Katholicismus mit Weltverachtung. Zunächst äußerte sich aber die herbe satirisch-schneidige Kraft Emilie Mataja's im Wiener Sittenroman: „Die Familie Gartenberg“ (Berlin, 1883; 5. Aufl. 1895), mit dem die Romane: „Die Unzufriedenen“ (Berlin, 1888), „Moderne Menschen“ (daf. 1893) verwandt sind. Dann trat sie an den geistlichen Stand heran mit der Erzählung aus dem Priesterleben: „Der geistliche Tod“ (Wien, 1884; 5. Aufl. Berl. 1893), mit den Novellen: „Mit der Tonsur“ (2 Bde., Berl. 1890). In den folgenden Büchern mischte sie ihre Motive aus dem bürgerlichen und geistlichen Leben durcheinander, und es erschienen: „Die Starken und die Schwachen“ (daf. 1894) und der Roman „Caritas“ (daf. 1895). Man darf noch hinzufügen, daß, wenn Frl. Mataja die Colibatre der katholischen Kirche mit besonderer Vorliebe zeichnete, dies aus aufrichtiger Ueberzeugung geschah, denn auch ihre Lieblingsgestalt im Roman „Seine Gottheit“, die schöne, traurige Ellen, ist eine abgesetzte Feindin der Ehe, und Sie wissen: Dichter pflegen durch ihre Lieblinge ihre eigene Meinung zu verrathen . . .

Justus Eckart.

Verlag der „Wiener-Mode“. — Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart.
k. k. Staatsmedaille 1895. — Ehrendiplom Chicago 1893.



Die Nihilistin.
Roman von
Souja Kowalewska.
Preis:
90 kr. ö. W. = **Mk. 1.50**
Geb. fl. 1.20 = **Mk. 2.—**
Am Nachlasse dieser berühmten Frau, die an der Universität zu Stockholm die Professur für Mathematik inne hatte, und in Paris für ihre genialen Arbeiten den Vorin'schen Preis erhielt, fand man das Manuscript eines Romanes, den wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben.



Die Kunst Servietten zu falten.
Mit 39 Abbildungen und einer
Einleitung über das Tafeldecken u. Serviren.
Neunte Auflage.
Preis:
30 kr. = 50 Pf.



Die Kunst der Weißstickerei.
Von
Kouise Schinnerer.
Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien.
Elegant gebunden.
Preis:
fl. 3.— = Mk. 5.—
Das einzige Werk, welches alle Techniken der Weißstickerei vereinigt.



Die Schule des Schnittzeichnens.
System „Wiener Mode“.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Eleganter Einband.
Preis fl. 1.50 = **Mk. 2.50.**

Das von Frln. A. Meerz, Directrice der Schnittmuster-Abtheilung der „Wiener Mode“, verfaßte Werk bringt einen überaus klaren Lehrcurs des Schnittzeichnens nach dem an vielen hunderttausend Mustern erprobten System „Wiener Mode“.



„Ich kann schon lesen!“
Ein Lese- u. Bilderbuch für unsere Kleinen.
Von **H. Brunner**
Oberlehrer.
Preis:
Gebunden fl. 1.20 = **Mk. 2.—**

„Ich kann schon lesen!“ wird nicht bloß den Kindern, sondern auch den Eltern Freude bereiten. Zu Geschenkszwecken wird nicht leicht etwas Geeigneteres gefunden werden.



Wiener Kinder. Erzählungen von Ferd. v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach, B. Chivacci, Manuel Schniger, Paul v. Schönthan, Sig. Schlesiinger, Ed. Böhl, Ad. Wilbrandt, Minna Urbantschitsch und S. Port-Steiner.
Illustrationen von A. Trentin u. A.
Preis brosch. fl. 1.80 = **Mk. 3.—**, geb. fl. 2.40 = **Mk. 4.—**.
Ein passendes Geschenkwerk.

Kinder- geschichten für Erwachsene sind es, die wir der Lesewelt bieten; Erzählungen, in denen der ganze Reiz des Kindes athmet n. lebt.



Die Kunst schön zu bleiben.
Von
Hona Pataki.
3. Auflage.
Hochlegant ausgestattet, mit zahlr. Vignetten, gebunden, in einem zierl. Samtbeutel als Hülle.
Preis:
fl. 3.— = **Mk. 5.—**



„Die Kochkunst“ Handbuch der „Wiener-Mode“. 3. unveränderte Auflage. In englisch. Zeilen gebund. (über 880 Seiten stark).
Mit einem An- hange:
Küche für Leidende.
Preis fl. 3.60 = **Mk. 6.—**



Etiquettefragen.
Die Gesetze der Etiquette für die bürgerliche Gesellschaft. Vom Briefkastenmanne der „Wiener Mode“.
Vierte unveränderte Auflage.
Preis:
90 kr. = Mk. 1.50.



„Ich kann schon singen!“
36 Kinder- Volkslieder mit über 40 Bildern, 4 farbigen Tafeln und prächtigem farbigen Einband.
Preis fl. 3.— = **Mk. 5.—**
Ein selten schönes genußvolles Geschenk.



Die Schule des Kleidermachens.
System „Wiener Mode“.
Ein starker Band mit zahlreichen illustrierten Abbildungen.
Von **Kenée Francis.**
Preis:
fl. 1.50 = **Mk. 2.50.**



Die Kunst der Goldstickerei.
Nebst einer Anleitung zur Verwendung d. Goldstickerei in Verbindung mit Appli- cation.
V. Amalie v. Seint George. Lehrerin an der k. k. Fach- schule für Kunststickerei in Wien.
Mit 6 Tafeln u. 135 Text- illustrationen.
Preis fl. 3.— = **Mk. 5.—**



Die Siegerin.
Roman v. Clara Sudermann.
Reich mit Holzschnitten illustr. u. dem Porträt der Verfasserin.
Preis fl. 1.20 = **Mk. 2.—** gebunden fl. 1.80 = **Mk. 3.—**
Die hochbegabte Autorin schildert den Kampf eines Schwertkämpfers, zweier ver- schiedener Frauennaturen, um einen Mann und erschließt bedeutende Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Frau.



Das Wohl des Kindes.
Die häusliche Pflege des Säuglings und der Kinder im ersten Lebensjahre.
Von Univ. med. Dr. F. S.
Preis 90 kr. = **Mk. 1.50.**
Der reiche Schatz an prak- tischen Rathschlägen und die populäre Form machen das Werk zu einem unentbehr- lichen Rathgeber für jede Mutter und Erzieherin.



Namenlos.
Gedichte von * * *
Elegant brosch., vornehmste Ausstattung.
Preis: brosch. fl. 1.80 = **Mk. 3.—**.
Geb. fl. 2.50 = **Mk. 4.25.**
Diese Poesien einer Dame, welche ihre Stel- lung zwingt, anonym zu bleiben, überragen weit aus das Durchschnittsmaß moderner Dicht. Ein Frauenschicksal in formvoll- endeten Versen erzählt, wird „Namen- los“ jede feingefunte Seele ergreifen und fesseln. Das schöne Werk ist zu Festgeschenken vorzüglich geeignet.



Album der Monogramme für Kreuzstich.
38 farbige und schwarze Tafeln mit 586 Original-Compositionen sämtl. Mono- gramme von AA—ZZ, sowie Einzel- Alphabete, Biffen, Kronen, Wappen u. s. w.
Sechste Auflage.
Vom k. k. Unterrichtsministerium als Lehr- mittel für weibl. Lehranstalten autorisirt.
Preis fl. 1.50 = **Mk. 2.50.**
Vorzugspreis für Abonnentinnen der „Wiener Mode“ u. Schülerinnen fl. 1.— = **Mk. 1.70.**



Häkelmuster-Album der „Wiener Mode“.
Prächtige Gegenstände für den Haushalt als Wäsche- garnituren, Decken, Kleidungsobjecte für Kinder und Erwachsene u.
In hocheleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = **Mk. 2.—**
Sammlung gehäkelter Spitzen und Einsätze.
157 stylvolle Muster.
Vorzügliche Holzschnitte — vollkommene Sammlung.
In hocheleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = **Mk. 2.—**

Durch alle Buchhandlungen und, wo keine existirt, vom Verlage der „Wiener Mode“ zu beziehen.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 35 kr. bis fl. 8.— per Meter.

Specialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

— **Directer Verkauf an Private.** —

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto und steuerfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

2738



Ferd. Sickenberg's Söhne

Wien, Prag, Budapest.

Färberei für Damen- und Herren-Kleider jeder Art aus Wolle, Seide und Sammt, Möbelstoffe, Teppiche.
Chemische Wäscherei f. Herren- u. Damenkleider im ganzen Zustande, Möbelstoffe, Gardinen etc.

Druckerei für zertrennte Woll- und Seidenkleider.

Haupt-Niederlage:

Fabrik:

Wien, I., Spiegelgasse Nr. 15.

Wien, XIX/2, Nussdorf.

Fillalen: in allen Wiener Bezirken und grösseren Provinzstädten.

Fleckwasser (Carolineum) geruchlos, vollständig gefahrlos, nicht entzündlich. Per Flasche 60 kr.

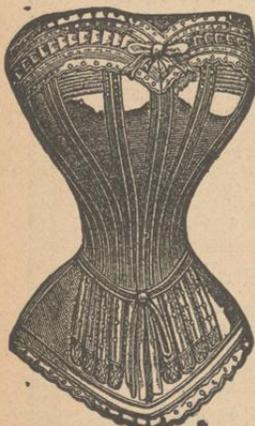
Telephon Nr. 609, 610, 7818 und 8289.

2722

Bitte Firma und Adresse genau zu beachten wegen Missbrauches!

I. Wiener Mode-Ausstellung prämiirt mit der silbernen Medaille, in Brüssel mit der grossen gold. Medaille.

Ein garantirt gut passendes Mieder aus besten Stoffen erzeugt in allen Preislagen mit echtem Fischbein



Wiener Façon.

Löwy & Herzl, Wien,
VI., Mariahilferstr. 45 (Hirschenhaus).

Grösstes und elegantestes Wiener Mieder-Atelier.

Specialität: Wiener Façon-Busen-Mieder,

macht schlanken Damen eine schöne, volle Büste, eine sehr beliebte Façon, in einfacher Ausführung fl. 5.—, aus bess. Stoff mit echt. Fischbein fl. 6 und fl. 8, feinstes Zugehör u. elegante Ausstattung von fl. 10. bis fl. 16.

Specialität: Mignon-Gesundheits-Commode-Mieder

Ersatz fürs Mieder für Strasse und Haus. Preis fl. 5, 6, 8 bis fl. 10. Schlussweite übers Kleid genügt

Für Mieder Maass über's Kleid genommen: A-B Taille, C-D Umfang von Brust u. Rücken. E-F Hüftenweite, G-H Höhe unter dem Arme bis zum Schluss, H-J Planchettenlänge.

Anfertigung nach Maass binnen 24 Stunden.

Versandt nur gegen Nachnahme.

2841

Nichtconvenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Leichner's Fettpuder und Leichner's Hermelinpuder Leichner's Aspasiapuder.

Beste Gesichtspuder, festhaftend, machen die Haut schön, rosig, jugendfrisch, weich; man sieht nicht, dass man gepudert ist. Auf allen Ausstellungen mit der goldenen Medaille ausgezeichnet; im Gebrauch beim höchsten Adel, der ganzen Künstlerwelt. — Zu haben in allen Parfümerien. — Man verlange stets: Leichner's Fettpuder, L. Leichner, Lieferant der königlichen Theater, Berlin.

2625

Stickerei-Material.

Waschechte Baumwoll-, Seiden-, Leinen- u. Schafwoll-Garne in allen Stärken und in 500 Farben, sämtlich D.M.C.-Fabrikat. Ferner D.M.C.-Strickbaumwolle u. Leinenstrickzwirn. Grosses Lager v. Stickereistoffen. Angefangene Stickereien. Lehr- und Musterbücher für alle Arten weiblicher Handarbeiten. Preiscourant u. Muster auf Verlangen franco.

Maison TH. de DILLMONT (Comptoir alsacien de Broderie) e
WIEN, I. Stefansplatz 6 (Zwettlthof). 2635

Echt steirische

Damen-Loden

in reichster und schönster Farben-Auswahl und anerkannt vorzüglichster nur solider Qualität bei

VINCENZ OBLACK, k. u. k. Hoflieferant
GRAZ, Steiermark, Auergasse 9a.

Muster auf Verlangen gratis und franco. 2895

EINE
GARANTIE
MIT
JEDEM
PAAR.



Bezahlung jeder toilette, welche durch diese Armblätter nicht vollständig geschützt wird

Schweizer - Stickereien eigener Fabrikation

zu Damen-, Kinder- und Bettwäsche sowie Schweizer Gardinen versendet zollfrei A. Günther, St. Gallen (Schweiz).

Reichhaltige Musterauswahl portofrei zu Diensten.

2829

Zur
Stadt
Lyon

Seidenwaren-Fabriks-Niederlage.

Echte Lyoner Seide 88 kr.

2549 in Farben, per Meter

Echte Lyoner Seiden-Brocate 95 kr.

in Schwarz, per Meter.

Wien

L., Tuchlauben Nr. 13. vis-à-vis Mattonihof.

Muster auf Verlangen gratis und franco.

Lyon Rue Lafont 10.

PÂTE
DENTIFRICE
GLYCÉRINE

Zahn Pasta, Schönheit der Zähne

GELLÉ FRÈRES

6, Avenue de l'Opéra, 6

PARIS

Leder-, Holz- und Bronze-Galanteriewaren
feinste imitirte Schmuckgegenstände.

Josef Kainrath

Wien, I., Graben 10.

Ecke Spiegelgasse 2.

2651

Reise- u. Toilette-Artikel
Fächer
Spazierstöcke und Regenschirme.

Für Küche und Haus.

Küchenzettel vom 1.—15. November. (Ein feineres Menu.)



1. Sonntag: Brandkräpfchen, gefüllter Sellerie*, gebratene Ente mit Blumenkohl-salat, französische Haselnusstorte.
2. Montag: Einmachsuppe von Entenjungen mit Frittaten (Pfannkuchen-nudeln), Speckbraten mit rothen Rüben, Traubenplätzchen.
3. Dienstag: Leberreis - Suppe, Schweinscotelettes (Lendchen) mit Kürbis-krant, Kaiserschmarren.
4. Mittwoch: Nockerlsuppe, Rindfleisch mit Kohl, Griesknödel mit Zwetschenröster.
5. Donnerstag: Briesuppe, Blumenkohl mit Butter, Hasenrücken mit Preisel-beeren, Johannisbeeren, Törtchen und Obst.
6. Freitag: Französische Suppe, ge-badener Karpfen mit Erdäpfelsalat, Pfirsich-tuchen.
7. Samstag: Rogensuppe, Saftbraten mit Nockerln und Pfeffer-gurken, Crèmekräpfchen.
8. Sonntag: Bisquitshöberl, Leberragout mit Reis, gebratener Fasan mit Rothkraut, Nuszroulade mit Obersschaum.
9. Montag: Schlickkräpfchen, Roastbeef mit Blaukohl und Kastanien, Apfelfoch.
10. Dienstag: Blumenkohlsuppe, Hammel-Cotelettes (Lendchen) mit Kohlrüben, Spagaitrapfen.
11. Mittwoch: Fadennudeln, Zungen-Cotelettes mit Erdäpfel-Purée und Senf, Toppentäschel.
12. Donnerstag: Champignonsuppe, Blumenkohl mit Butter, Girschschlägel mit Wildpretsauce und abgesehmälzener Nudeln, Obst.
13. Freitag: Erbsensuppe, Schill mit Butter, Apfelftrudel.
14. Samstag: Winestra, gedünstete Gänsechenkel mit neu ge-säuertem gedünsteten Kraut, abgesehmälzener Niesentnödel.
15. Sonntag: Marktwannell, Gansleber in Aspik, gebratene Gans-brust mit Compote, Haselnußcrème mit Bäckerei.

* * *

Vor einiger Zeit besprach ein Feuilleton, betitelt: „Etwas Grünzeug“ von F. A. Bacciocco — dem scharfen Beobachter der Thierwelt, dem wir manch interessante, gemüthvolle Skizze über die kleineren, insbesondere die gestieberten Angehörigen derselben danken — die Reichhaltigkeit an Gemüsen in der französischen und italienischen Küche. Er führte an, wie mancherlei dort landläufige Gemüse und Früchte bei uns gar nicht oder nur in Delikatessengeschäften zu finden wären, und wie bedeutend schmackhafter man anderwärts diese Bodenproducte zu bereiten verstände. Es klang daraus wie ein Vorwurf für die Wiener Küche, den wir im Namen unserer Hausfrauen nicht unerwidert lassen können. Es ist allerdings richtig, die Wiener Kleinbürger trachten das Gemüse durch reichliche „Einbrenn“ zu vermehren, weil es eben — mit Ausnahme einiger Wochen im Jahre, wenn die betreffende Frucht allgemein reif ist — sich noch viel zu theuer stellt. Aus demselben Grunde wird auch in besseren Haushaltungen meist nur die Form „gedünstet und gestaubt“ in Anwendung gebracht. Rein gedünstete oder mit Butter überbrühete feine Gemüse wie: Artischofen, Erbsen, Blumenkohl — von Spargel ganz abgesehen — stellen sich ebenso hoch wie eine einfache Fleischspeise und treten daher meist nur hin und wieder als Affette auf. A la hollandaise eignen sich diese Gemüse besser für lichte Fleischspeisen, d. h. Kalbs-, Hammel- und Kaninchenbraten, welche aber, mit Ausnahme des ersteren, dem Oesterreicher nicht so mündgerecht sind wie den Deutschen, Franzosen und Engländern. Wir geben gutem Ochsenfleisch stets den ersten Preis und nicht mit Unrecht, da es ebenso hohen Nährwerth wie große Ausgiebigkeit besitzt. Nachdem es aber, besonders in den letzten Jahren, stets Preissteigerungen erfahren hat, sehen sich die Hausfrauen gezwungen, billigere Zugaben zu reichen: wie Kartoffeln, die in allen erdenklichen Formen zu gebratenem Fleische gegeben werden, dazu noch etwas Senf, saure Gurken, rothe Rüben zc. und es schmeckt ganz angenehm. Diese Umstände beeinträchtigen den

Gemüse-Consum in der Residenz allerdings, und was hier gang und gebe, findet in der Provinz schnelle Nachahmung. Aber nicht Unkenntnis besserer Bereitungsarten, sondern das zu theuere Pflanzen-Rohmaterial ist der Grund hiervon. Sobald sich Gärtner oder Unternehmer finden, die gute und billige Waare auf den Markt bringen, werden auch unsere Hausfrauen freudig zugreifen und ihren Angehörigen das so gesunde Pflanzen-Nährsalz in genügender Menge genießen lassen.

* Gefüllter Sellerie. Man schält überkochte Wurzeln, höhlt sie aus, füllt sie mit Schwein- oder Wildschafte und dünstet sie mit Butter und etwas Pfeffer fertig. Wenn man will, kann man die Sauce leicht stauben und geseiht daran geben.

K. A. H.

Frau Gertrud B. im Pommerlande. Chaudeau. In $\frac{1}{4}$ Liter guten Tischwein gibt man 15 Stück Würfelzucker und läßt ihn auflösen; dann gibt man 5 Dotter in den unten spitzen, oben breiten Chaudeau-topf, sprudelt die Mischung kalt gut durch, stellt sie dann über das Feuer und sprudelt so lange ununterbrochen fort, bis der Chaudeau zu steigen beginnt. Hierauf zieht man ihn von der starken Hitze zurück, sprudelt aber fort, bis er dick und schaumig ist, worauf man ihn sofort warm zu Tisch gibt.

Oder, wenn er kalt werden soll, stellt man das Geschirr in kaltes Wasser und sprudelt den Chaudeau während des Auskühlens fort. Auch kann man die gut gesprudelte kalte Masse in ein Schneebeden schütten und über dem Feuer mit der Schneeruthe zu Schaum schlagen, man muß aber gleichfalls, sobald sie zu steigen beginnt, sie von starker Hitze wegziehen und fort schlagen, bis sie vollkommen dick, eventuell ausgekühlt ist.

Warmen Chaudeau servirt man entweder als Ueberguß, oder man häuft ihn in einer Glasküffel auf und gibt kleines Badwerk dazu.

Noch andere Bereitungsarten von Chaudeau mit verschiedenem Beigeschmack finden Sie in der „Kochkunst“, Kochbuch der „Wiener Mode“. Preis: fl. 3.60 = M. 6.—.

Zur Dunstobstbereitung!

Vorzügliche Recepte für Dunstobst- u. Obstconserven.

„DIE KOCHKUNST“

Kochbuch der „Wiener Mode“.

Vollständige Sammlung von Kochrecepten.

Lehrbuch des Kochens und Anrichtens, der Dunstobst- und Getränkebereitung

nebst 365 Menus für alle Tage des Jahres

und einem Anhang:

Küche für Leidende.

In englisch Leinen gebunden (über 850 Seiten stark).

Preis fl. 3.60 = M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch die Administration der „Wiener Mode“.

Mattoni's Ciesshübler

CACAO-VERO & CHOCOLADEN

entölt, leicht löslicher Cacao, feinste Marke. Anerkannt vorzügliche Qualitäten. Vielfach prämiirt.

HARTWIG & VOGEL BODENBACH A/E.

Niederlage: Wien, I. Kohlmarkt 20.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Specereigeschäften etc.

Ludwig Nowotny

Handarbeits - Specialitäten - Geschäft
Wien, I. Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahlendungen auf Wunsch umgehend. 2298



Weldler & Budie

k. r. Hoflieferanten. Erste k. u. k. landesbefugte

Leinen- und Wäsche - Waaren - Fabrik

Carlsbad. Wien, I., Tuchlauben 13. Franzensbad.

Illustrirte Cataloge gratis und franco.

— Specialität: Complete Brautausstattungen von 250 fl. aufwärts. —

Zur Besorgung von

Commissionen aller Art

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.) wird

Frau Emma Mayer, IV./1, Wienstrasse 19

den P. T. Abonnentinnen der „Wiener Mode“ als vertrauenswürdig bestens empfohlen.

1731

WIENER MODE



Diesem Hefte liegt die „Wiener Kinder-Mode“ Nr. 2 und ein Schnittmusterbogen gratis bei.